

ablehnt. Zweckmäßigkeit ist ihm nichts als eine menschlich-subjektive Art, die Dinge zu sehen, die Erscheinungen der Organismenwelt zu ordnen. Rant sagt: „In der Tat ist auch für die Theorie der Natur oder die mechanische Erklärung der Phänomene derselben, durch ihre wirkenden Ursachen, dadurch nichts gewonnen, daß man sie nach dem Verhältnis der Zwecke zueinander betrachtet.“ Das ist selbstverständlich, hat aber mit Bechers Problem nichts zu tun. Wer über eine mechanische Erklärung, über die wirkenden Ursachen nicht hinaus will, für den ist mit der Kausalerklärung alles beendet, für den muß die teleologische Frage „ein Scheinproblem in der naturwissenschaftlichen Erforschung“ sein. Aber es gibt Menschen, die über die Erforschung hinausstreben, die mehr zu fragen haben, und Becher ist einer von ihnen. Er fragt, woher denn in den auffallenden Gallbildungen jene Wirkursachen stets so zusammengefügt sind, daß sie konstant dasselbe merkwürdige Gebilde erzeugen; in der Erforschung dieser ordnenden Ursache liegt das teleologische Problem. Man mag es aus der Erforschung verbannen, aber es bleibt vorhanden; zufällig und von selbst fügen sich blinde Kräfte nicht stets zum gleichen geordneten Ganzen. Aber Heisteringer will sich nicht bloß auf Erforschung beschränken, er leugnet die objektive Gültigkeit des Zweckmäßigkeitsbegriffes überhaupt; wir selbst schaffen den Begriff der Zweckmäßigkeit, in der Natur finden wir ihn nicht“. Allerdings nicht den Begriff finden wir dort, wohl aber die objektiv zweckmäßigen Gebilde, und deren konstantes Auftreten fordert eine Erklärung. Die Frage ist ernst, kein „Scheinproblem, das der eigene Geist irregehend geboren und das er nun ratlos bestaunt“. Wenn dem so wäre, sagt Becher sehr treffend in seiner Entgegnung (Naturwiss. a. a. O.), dann „sind also große Naturforscher aller Zeiten, vor allem Aristoteles, der Vater der Zoologie und der Logik, Darwin, alle die Physikoteleologen, Alt- und Neudarwinisten, Lamarckisten, Neo- und Psycholamarckisten, Vitalisten, Psychovitalisten, die dies Problem in den Vordergrund ihres Forschens gerückt und mit heißem Bemühen bearbeitet haben, von einem bloßen Scheinproblem genarrt werden!“

Ferdinand Theisen S. J.

„Literarischer Troß“.

An diesen kräftigen Ausdruck, den der verstorbene Literaturkenner Erich Schmidt als verwerfendes Werturteil zu verwenden gewohnt war, erinnerte jüngst wieder Freiherr R. v. Persall bei einer Besprechung von ein paar Ulstein-Büchern, die er empfehlen zu dürfen vermeinte (Lit.- und Unterhaltungsblatt, Kölnische Zeitung, Beilage 28, 1917). Persall erhebt sich gegen den Professor wegen dessen allzu strenger Auslese, und er warnt drohend die Kritik, es nicht zu übersehen, daß die Literatur, und namentlich die erzählende, doch in engem Zusammenhang stehe mit der allgemeinen Zeit- und Gesellschaftskultur und aus diesem Zusammenhange heraus wichtige Einflüsse zu üben vermöge. Die ausschließlich ästhetisch-philosophische Betrachtungsweise dürfe keines Crachtens über den Hörsaal hinaus nicht in weiterer Öffentlichkeit sich geltend machen, sonst bekämen wir ein Spezialistentum, eine Fachsimpelei, die in ihrer Einseitigkeit die Kunst um fruchtbare

Werte eines Kultureinflusses bringe. Dann sänftigt Persall seine Erregtheit etwas mit der prunkenden Erklärung: „Wir freuen uns auch über eine Dichtung von ausschließlich ästhetischem Wert und wissen zu rechter Zeit literarische Feinschmeckerei ebenso zu genießen wie die Leute, die ihr Ästhetentum mit besonderem Nachdruck betonen. Aber wir wissen es nicht minder zu schätzen, wenn ein gut geschriebenes Buch uns etwas zu sagen weiß von dem tieferen Wesen deutschen Lebens und uns Spiegelungen daraus gibt, die noch nach anderer Richtung wirken als nur nach der ästhetischen. Die Kunst ist doch nicht bloß für die Universitätsprofessoren und ihre Schüler oder für uns Zeitungsmenschen da.“

Dennoch würde nicht bloß der ernste Erich Schmidt, sondern noch manch ein anderer viel weitherzigerer Beurteiler das von Persall belobte Kleeblatt v. Ompteda, v. Bobeltitz und Höcker ganz unbedenklich unter den „literarischen Trost“ verweisen, und das mit vollem Recht. Denn mit Kunst haben die drei gepriesenen Romane nichts, gar nichts zu tun. Persall selbst hält sie nicht für Höhepunkte der deutschen Literatur, aber er empfiehlt sie sehr gern als gute Lektüre der Aufmerksamkeit des Publikums. So darf man auch Stahlfedern, Stednadeln und sonstige erwünschte Gebrauchsgegenstände anpreisen. Wohl wird mit Bedauern zugestanden, daß es unter dem „Trost“ weitere Tiefenstufen gibt, wie schon unsere Sprache mit den Zusammensetzungen Trostnecht, Trostbub andeutet, und es wird anerkannt, daß die in Frage stehenden drei Vertreter zur besseren Sorte gehören. Wie glimpflich aber die von Persall verwarnte Kritik — die Waschzettelgepreise stehen als Marktschreierrufe ganz außerhalb — ihres Amtes waltet, dafür liefert das jüngste Buch¹ der vielgenannten Clara Wiebig den sprechendsten Beweis; und das soll hier nachträglich wie an einem Schulbeispiel gezeigt werden.

Wie ist denn die vielseitige Schriftstellerin so „berühmt“ berühmt geworden? Die Erklärung dafür, zugleich aber auch das literarische Todesurteil hat Rudolf Gucken, ohne natürlich einen Namen zu nennen, in seinen „Geistigen Strömungen der Gegenwart“ (4. Auflage, 1913, 341 ff.) geschrieben. Drei beherzigenswerte Kernsätze seien daraus hervorgehoben: 1. „Eine überwiegende Formkunst wird leicht zu einem Virtuosentum, das vor allem darauf bedacht ist, wenn nicht ändern, so doch sich selbst das eigene Vermögen zu zeigen; das aber erzeugt eine Vorliebe für das Abweichende, Paradoxe, Überspannte, und mit dem Suchen dessen gerät man leicht, indem man seine Freiheit beteuert, nur in eine andere Art der Abhängigkeit von andern und auch von der eigenen Stimmung. Nur da besteht wahrhaftige Unabhängigkeit, wo das Schaffen ganz und gar von einer inneren Notwendigkeit des eigenen Wesens hervorgeht; dazu aber muß der Mensch etwas auszusprechen, ja zu offenbaren haben. Der bloßen Virtuosenkunst aber fehlt eine solche Notwendigkeit.“ 2. „Daß die Kunst das Geschlechtliche mit sittlicher Vorliebe in den Vordergrund rückt und möglichst lange bei ihm verweilt, es so reflektiert und so raffiniert bis zur Ekelhaftigkeit ausmalt, das ist mehr ein Zeichen sittlicher Fäulnis als technischen Könnens, das kann durch keine ästhetische Theorie verteidigt werden.“ 3. „Im allgemeinen ist zu sagen, daß

¹ Töchter der Hekuba. Ein Roman aus unserer Zeit. Berlin (Fleischel). M 5. — Stimmen der Zeit. 95. 4.

unsere Literatur, die Literatur eines der größten Kulturvölker, nicht auf der Höhe der Zeit steht, daß sie dem modernen Menschen in dem Kampf um eine geistige Selbsterhaltung und um einen Sinn seines Lebens wenig Hilfe gewährt. Es ist eine Pflicht, dies offen auszusprechen." — Beschämend klingt diesem harten Urteilspruch über „eines der größten Kulturvölker" gegenüber die Schilderung, die jüngst ein Forscher von der Dichtkunst der Mundas, eines indischen Urvolks, entworfen hat (J. B. Hoffmann S. J., *Memoirs of the Asiatic Society of Bengal* II 88). „Nicht das geringste Verdienst dieser Poesie", heißt es dort, „besteht wohl darin, daß von den Hunderten der Lieder, die allabendlich nach vollbrachtem Tagewerk über das ganze Land ertönen, keines durch einen (schmutzigen) Ausdruck oder eine ungeziemende Anspielung entstellt ist. Horaz drückte bloß das Urteil des allgemeinen ästhetischen Empfindens aus, als er, Gedichte mit Honig vergleichend, sagte, daß, wie nur ganz süßer Honig aufgetragen werden sollte, so Gedichte, die nicht ganz rein seien, besser nicht gemacht wären. So fühlt dieses einfache Naturvolk aus innerem Drang, was der große Römer aus Überlegung für die Dichtung forderte."

Die Anwendung auf die Werke Klara Viebigs, angefangen vom „Weiberdorf" bis zu dem neuesten Roman, ergibt sich von selbst; sie hieß und heißt mit Recht „die begabteste Schülerin Zolas in Deutschland", und mit dieser Bezeichnung erschöpft sich ihr ganzer Ruhm.

Aber woher kommt es doch, daß selbst sonst ernste Beurteiler den sog. Modegrößen gegenüber ganz unglaublich schüchtern sich gebärden? So wagt von einem guten halben Duzend von Besprechungen der letzten Leistung Viebigs nur eine einzige klar und wahr und wohlbegründet das freie Schlußwort: „Mit unangenehmen Gefühlen legt man das gänzlich verfehlte Buch beiseite. Weder der Krieger an der Front noch die Mehrzahl der Frauen in der Heimat werden der Verfasserin dafür Dank wissen." In einem literarischen Ratgeber dagegen steht folgende Empfehlung: „Einen wahrhaft bedeutenden Roman hat Klara Viebig wieder hervorgebracht in „Töchter der Hekuba", einem der wenigen Kriegsbücher, denen man Dauer prophezeien kann. Es ist die pathetische und doch heldenhafte Klage um das große Kriegsleid der deutschen Frauen aus den verschiedensten Ständen. Die Viebig bleibt auch hier die konsequente Realistin und verschont uns nicht mit den weniger erhebenden Bildern, sie malt unerbittlich die Wirklichkeit. Aber weil sie eine Künstlerin ist, erwächst aus dem Ganzen das ergreifendste Mitleben. Ein tiefes Buch, freilich nicht für Ungefestigte." Vielleicht wäre die ratgebende Würdigung etwas anders ausgefallen, wenn der Berichterstatter es gemacht hätte, wie es ein gewissenhafter Lehrer täte, müßte er seinen Schülern ein Urteil über Viebigs Buch geben; er legte sich bei der abermaligen Durchsicht des Romans zehn Blätter zurecht mit den Namen der zehn geschilderten Frauen, zeichnete dann Zug um Zug die einzelnen Gestalten kurz nach: bis auf zwei Ausnahmen alle ekelhaft und widerlich. Aber mit einem flüchtigen Drüberlesen und eiligem Hinschreiben des raschen Eindrucks wird schwerlich ein gewissenhafter literarischer Rat gegeben.

Noch auffallender lautet das Urteil in der bekannten Zeitschrift für Volksbüchereien. In dieser Zeitschrift stand vor drei Jahren ein geradezu vernichtendes

Wort über die Schriftstellerin Viebig: „Für Leute von literarischem und sittlichem Geschmac ist Viebig abgetan.“ Das wurde näher also begründet: „Die Literaturkundigen wissen schon, daß die Klara Viebig sich seit langem selber abschreibt — sie wühlt in seguellen Vorwürfen, die mit den Haaren herbeigezogen werden — ist roh — jeder Läuterung und Verklärung bar — verhöhnt die deutsche Heimat und die Religion.“ Und jetzt? Man traut seinen Augen kaum, solchen Lobpreis zu lesen. Ob die Auffassungen des literarischen Ratgebers Einfluß geübt haben? Nach einer überfichlichen, mit hellen Farben gegebenen Darlegung des Inhaltes wird das Endurteil über den Roman also zusammengefaßt: „Man könnte der Verfasserin vorwerfen, sie hätte ihrem Werke einen stärkeren Einschlag vaterländischer Begeisterung geben sollen, indem sie mehr von den Heldentaten derer an der Front, vom stillen, entsagenden, in Gottes Willen sich schickenden Heldentum vieler Mütter und Bräute, sowie von den Werken der Nächstenliebe und der religiösen Erneuerung erzählte. Die Lektüre des Buches hätte dann tröstend und erhebend gewirkt wie Dörflers ‚Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich‘. Gewiß, Dörflers Buch wirkt erhebend, während ‚Töchter der Hefuba‘ niederbrückt. Jenes ist die zur Poesie optimistisch verklärte Wirklichkeit, aber dieses ist die Wahrheit des Realismus. Die Autorin hat allerdings gespart mit den helleren Lichtern, aber sie hat ebenso oder noch mehr gespart mit den ganz tiefen Schatten. [Und die Dombrowski?! Anm. des Schreibers.] Das Außerordentliche nach beiden Richtungen hin ist vermieden. Es ist die Darstellung des Denkens und Handelns des Durchschnitts, und zwar so typisch, daß sie nicht bloß auf Berlin, sondern schon auf jede mittlere Provinzstadt vollkommen zutrifft. Deswegen wird gerade dieses Buch für den Historiker des Weltkrieges einmal vom allergrößten Wert sein; aber ein Volksbuch ist es nicht.“ Einleitend hatte der Verfasser nach vieler Anerkennung auch schon bemerkt: „Freilich, ein Buch, das man jedem Leser in die Hände geben könnte, sind die ‚Töchter der Hefuba‘ trotzdem nicht geworden.“ — Wenn man nicht wüßte, wo der Schreiber dieses Urteils sich aufhält, so könnte man ihn im äußersten Thule vermuten; sonst könnte er Viebig's Schilderung aus der noch halb ländlichen Vorstadt Berlins doch unmöglich auf jede mittlere Provinzstadt vollkommen zutreffend finden. Nein, da braucht man kein Prophet, noch eines Propheten Kind zu sein, um trotz der Versicherung vom geschichtlichen Werte des Viebig'schen Romans mit Bestimmtheit vorauszusagen: Das abstoßend niederdrückende Buch wird von dem gereinigten Lebensernst nach dem Kriege unter vielem andern Schutt unbarmherzig weggelegt; höchstens wird vielleicht später einmal ein besonders „kunsfsinniger“ Spürkäser es aus dem Wust herausfinden für eigenartige „Kunstliebhaber“, so wie man heute manches aus der Schmutzliteratur vergangener Zeiten wieder ausgräbt. Ein gewöhnlicher, auch nur halbwegs aufmerkamer Leser mußte doch den tieferen Grund herausfinden, weshalb „alle diese leidbeschwerten, sorgenbedrückten Frauen nicht über ihr Leid und die beklemmende Enge der Erden Sorgen hinwegkommen“, wie es ein anderer ruhiger Beurteiler kurz und klar ausspricht: „Keine von ihnen hat ein tieferes Verhältnis zum Urquell aller tröstenden Kraft, zur Religion, zu Gott. Nur einmal erinnert sich eine flüchtig eines Gebetes ihrer Kinder-

jahre, aber ein vertieftes, verinnerlichtes Leben in Gott fehlt völlig. Darum ist es kein Wunder, daß sie in ihren Nöten stecken bleiben, daß sie nicht jene Geduld und Ergebung in Gottes Willen finden, die den Sieg über das trübste Leid und alle zermalmende Wucht der Angst in der Welt behalten" (Unterhaltungsblatt des Reichsboten 1917, Nr. 215). Und solche gottentfremdete Frauen aus einer Berliner Vorstadt sollen typisch sein für alle deutschen Frauen? Nein, tausendmal nein und wieder nein!

Noch einer letzten Besprechung der „Töchter der Hekuba“ sei gedacht; sie kommt vom einem eingeschworenen Verehrer Viebigs, dem Berner Professor Harry Mayer. „Gleich allen ihren früheren Werken“, wird gleich anfangs bemerkt, „ist auch ihr neuestes mit dem pathetisch-idealistisch anmutenden Titel ein durch innerliche Notwendigkeit bedingtes echtes Kunstwerk realistischer Gattung und bedeutet nichts Fremdartiges oder Sprunghaftes in ihrer zu sicherer Reife emporgebiehenen Entwicklung.“ Mit vielem gelehrten Beiwerk aus der großen Weltliteratur soll der Erweis dafür gebracht werden, und der Schluß lautet: „Das alles ist beste Alara Viebig. Die bodenständige Kleinwelt aus ‚Die vor den Toren‘ und ‚Eine handvoll Erde‘, Mühe und Sorge der Dienenden aus dem ‚Täglichen Brot‘, das tiefe Heimatgefühl aus den ‚Kindern der Eifel‘ und dem ‚Schlafenden Heer‘, das leidenschaftliche Erleben aus den ‚Naturgewalten‘ und ‚Absolvo te‘, selbst die echt rheinische Sorglosigkeit der ‚Rheinlandsstöchter‘, und zwar in der Person Annemaries von Loßberg: all diese früher angeschlagenen Motive klingen hier zusammen in einer großen Symphonie, deren beherrschendes Hauptmotiv heißt: Der Weltkrieg“ (Literar. Echo XX 1). Hier steht das als hohes Lob angerechnet, was andere als gerechten Tadel aussprechen, daß nämlich Alara Viebig nur noch mit farbigen Platten arbeitet und sich selbst abschreibt. Der Wahrheit eine Gasse!

Aus der Zusammenstellung geht offenbar hervor, wie übel beraten sich unsere heutige Beurteilungskunst erweist. Wer hat den Mut, einem sog. literarischen Tagesgötzen gegenüber ein freies Wort klipp und klar zu sagen? Was Rudolf Eucken von der deutschen Literatur im allgemeinen geklagt hat, daß sie nicht auf der Höhe stehe, gilt im besondern von unserer Bücherbesprechung; sie gewährt dem modernen Menschen in dem Kampf um eine geistige Selbsterhaltung und um den Sinn seines Lebens wenig Hilfe. — Die oben genannte Stimme, die das Buch Viebigs — es ist trotz des Titels kein eigentlicher Roman — schlantweg als gänzlich verfehlt ablehnt, wird durch das laute Gewirre anderer übertönt, und doch hat diese eine Stimme vollständig recht, und ihr Ausdruck erscheint zudem in die gelindeste und vornehmste Form gekleidet: „Alara Viebig wollte uns die Stimmungen der deutschen Frau in der Kriegszeit schildern und Bilder aus dem Heimatleben hinter den großen schützenden Schlachtfrenten vorführen. Dafür bot sich ihr ein dankbarer Stoff in reichster Fülle. Sie konnte berichten vom stillen Opfermut der deutschen Mütter, die ihr Liebstes hergaben, vom Heldensinn der Frauen, die ihre Männer in den Krieg ziehen sahen und lange Wochen und Jahre durchlebten, bis sie, wie dies leider so oft geschah, die schreckliche Nachricht ereilte, die das Opfer ihres ganzen Lebensglücks grausam

besiegelte; sie konnte erzählen vom harten Leben der Frauen und Töchter unserer Landwirte, die mit schwachen Kräften schwere Feldarbeit verrichten müssen, oder von den Mühen der Krankenschwestern, der Arbeiterinnen in den Fabriken, der vielen tapferen Mädchen, die sich opferfreudig in die große Arbeitsfront stellten. Aber Klara Viebig wußte entweder mit solchem Stoff nichts anzufangen, oder sie verfolgte mit Absicht und Berechnung wesentlich andere Ziele. Wie dem auch sein mag, sie hat jedenfalls ein Buch geschrieben, dessen Inhalt trotz mancher formellen Vorzüge ihrer realistischen Technik äußerst unerfreulich anmutet. Vom ganzen Kriegsleben hinter der Front berichtet sie vornehmlich nur über das durchschnittliche Jammergestöhn jener Frauen in unsern Großstädten, deren Leben zwischen der Sorge um Nahrungsmittel und ihren sinnlichen Leidenschaften hin und her pendelt; alles Häßliche und Unerfreuliche, das in dieser Kriegszeit sich an die Oberfläche drängt, hat sie mit auffallender Einseitigkeit in das grelle Tageslicht ihrer rücksichtslosen Darstellungskunst gestellt. Der Ehebruch der Kriegerfrau, jene Begleiterscheinung des Krieges, die wohl am bittersten auf die Seele brennt, hat bei Viebig, wie dies von ihr nicht anders zu erwarten war, eine besonders eingehende und abstoßende literarische Ausnützung erfahren (Köln. Volksztg. 1917, 925.). Dem Schlußsatz, daß weder der Krieger an der Front noch die Mehrzahl der Frauen in der Heimat der Verfasserin Dank wissen werden, muß noch hinzu ergänzt sein: am allerwenigsten schließlich der Literaturfreund; denn ebenso unmöglich wie Aufnahmen aus einem schmutzigen Vorstadtviertel, mögen sie noch so buntfarbig zusammengestellt sein, Kunst bedeuten, darf Viebigs Buch, ohne künstlerischen Aufbau lose gefügt, Anspruch auf literarischen Wert erheben. Zudem könnte Ed. Engel für seine Schrift „Sprich Deutsch!“ manch weiteres abschreckendes Beispiel daraus gewinnen.

Anhangsweise sei noch kurz auf einen neuen Roman Jak. Schaffners „Der Dechant von Gottesbüren“ (434 S., Berlin, Fischer. M 3.50; geb. M 5.—) hingewiesen. Aber wer ist denn Schaffner? Eine sog. moderne Größe, d. h. einer von der Legion neuzeitiger Schriftsteller, die bei uns wie die Pilze aufschließen, ein zweiter Rosegger, nur nicht vom Fingerhut, sondern vom Knierteilen zur Feder gekommen, kein Österreicher, sondern ein Schweizer, nicht als Katholik protestantisierend, sondern als Protestant katholischierend, und zwar besonders in diesem neuen Roman, wie übereinstimmend seine zahlreichen Lobredner versichern. Gewiß, der Dechant ist ein katholischer Geistlicher in einem kleinen Hessenstädtchen; aber die ganze Schilderung des Katholischen müßte eher als Verhöhnung gelten, wenn nicht der religiöse Ernst und die redliche Absicht Schaffners von allen Seiten gut beglaubigt wären. Freilich, wie so etwas möglich ist, bleibt ein scheinbar unlösliches Rätsel. Nur wem einmal zufällig „Der Bücherhag des (protestantischen) Lehrers — wissenschaftliches Sammelwerk zur Vorbereitung und Weiterbildung“, herausgegeben von R. O. Beeg in Gotha und A. Rude in Rast, in die Hände geraten ist, der kann einigermaßen das Zerrbild des katholischen Wesens und Lebens begreifen, wie es dem protestantischen Schulkind in mehr als einem Unterrichtsfache sozusagen eingimpft wird. Das läßt sich wohl kaum mehr oder

doch äußerst schwer wieder richtigstellen. So erklärt sich vielleicht Schaffners Darstellung katholischer, insbesondere religiöser Zustände: seine bodenlose Unkenntnis wurzelt, so scheint es, in gutgemeinten Vorurteilen.

Der Roman als solcher behandelt eine recht dürftige, fast langweilige Liebesgeschichte, ähnlich wie Schaffners frühere Erzählung „Das Schweizerkreuz“: der Mann zwischen zwei Frauen, mit traurigem Ausgang. Nur ist in den zwei Entwicklungen die Umrahmung verschieden: dort im „Schweizerkreuz“ mehr politisch, hier ganz religiös. Katholischen Lesern wird „Der Dechant von Gottesbüren“ wohl schwerlich zum Ärgernis gereichen, er wird eher ein mitleidiges Lächeln oder Bedauern erregen, als zur flammenden Entrüstung reizen. Protestanten dagegen mögen dadurch in ihren Vorurteilen über alles Katholische nur noch mehr bekräftigt werden. Insofern gehört Jak. Schaffners neuer Roman wohl zum „literarischen Troß“, aber doch der harmloseren Art. Auf dem Wäschzettel, der auf dem Umschlag selbst aufgedruckt steht, wird das „Kellerische an diesem vollen und tiefen Buch“ hervorgehoben. Natürlich finden die prüfenden Besprechungen „Keller“ und wieder „Keller“ als höchstes Lob heraus. Das scheint doch „literarischer Troß“ der allerschlimmsten Sorte, wenn urteilslos ein vorgefügter Ton in allen Stimmhöhen nachgeleiert wird.

Nikolaus Scheib S. J.

Von liberalen Einflüssen im Geistesleben der deutschen Katholiken.

Professor Karl Muth hatte in dem Kapitel „Klassisch oder romantisch“ seiner bekannten Schrift „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis“ von einer „Erhöhung des Klassischen zum Romantischen“ gesprochen (S. 87). Dagegen war Christoph Flakamp in einem hier (92 [1916/17] 322) als zutreffende Wertung der Romantik bezeichneten Vortrag für die Überlegenheit des Programms der deutschen Romantiker über das der deutschen Klassiker eingetreten. Muth äußerte sich über diesen Vortrag in seiner Monatsschrift „Hochland“ (Februar 1917); er blieb bei seiner Auffassung. Darauf antwortete Flakamp mit einer neuen Schrift (Die deutsche Romantik. Ein Nachwort. Warendorf 1917). Der Gegenstand des Streites ist zwar nicht unwichtig, aber weit wichtiger ist das bei dieser Gelegenheit von beiden Seiten ausgesprochene Einverständnis über eine dringliche Zukunftsaufgabe der deutschen Katholiken.

Flakamp wiederholt in seinem „Nachwort“, er wünsche wohl „eine Kraft, die tatsächlich im Vollgeiste der alten Romantik schaffen würde“ (24), aber „die heutige und verfloßene Neuromantik“ sei „nicht Geist vom Geiste der Romantik“ (25). Nicht die „möglichst ausgereifte, vollendete Ausschöpfung und entsprechende Formung eines künstlerischen Vorwurfs“ spricht Flakamp den Klassikern ab, im Gegenteil ist er eben deshalb „ein großer Verehrer Goethes“ (33), aber er betont mit Recht, daß der romantische Gedanke geschichtlich weiter und philosophisch viel tiefer greift als die Weltanschauung der Klassiker. „Was ich will“, sagt Flakamp, „ist nur das, daß der neuuropäisch-liberale Geist aus unserem Volke verschwinde und an seine Stelle ein wahrhaft deutscher, der ganzen Fülle seiner geschichtlich über-